

Nr. 241. Bromberg, den 18. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Draußen schüttelt sie die unglücklichen Bewerbungsbriefe. Fünfzehn. Obenauf liegen die weiblichen. Und sie hat die Stellung.

Als sie ins Schreibmaschinenzimmer kommt, steht auf allen sieben Tischchen eine Tasse mit dunklem, stark duftendem Tee. Sie schnuppert. Fräulein Seifert lacht. „Echt Darjeeling! Wir sind nicht umsonst Import aus dem Osten. Nun, wie ging es, gut? — Das freut mich. Jetzt frühstücken wir."

Susanne mag zwar den Gönnerton nicht, aber sie beherrscht sich. Was Schmidt junior diktiert hat, war nicht ganz klar, sie darf es nicht gleich mit der großen Seifert verderben.

Dann stellt sich heraus, daß sie kein Frühstücksbrot mitgebracht hat. Sofort strecken sich ihr sechs geöffnete Paketchen entgegen. Sie muß sich bewirten lassen. Die sechs haben ihr Tuscheln vergessen. Sie hört zum erstenmal das Wort, das in ihrem bisherigen Leben nicht vorkam.

„Wir sind doch Kolleginnen." Mehrere haben es gerufen. Sie greift nach den Brotschnitten. Sie hat jetzt Kolleginnen. Eine davon sagt „Etaje" und die andere reinigt ihre Fingernägel in ihrer Gegenwart, — aber sie sind Kolleginnen. Das heißt, sie ziehen an einem Strang mit ihr. Und jetzt schenken sie ihr ihre Butterbrote.

Wieder kommt die ganze, urteilslose Fröhlichkeit von heute morgen über sie. Die Schokoladentüte von Maura fällt ihr ein. Sie reißt sie aus ihrem Schrank und schüttet den ganzen Inhalt auf ein Blatt Papier. „Hier! Los! Pralinen! — Es gefällt mir famos bei euch!"

Dann ißt sie zum erstenmal in ihrem Leben ein Butterbrot, auf dem eine Scheibe gekochter Mettwurst, das Viertel zu dreißig Pfennig, liegt, und es schmeckt ihr.

7. Kapitel.

„Warum hören Sie auf zu schreiben?" fragt eine messerscharfe Stimme.

Susanne hebt das Gesicht. Es steht zügelloser Haß darin. „Weil ich nicht verstehen konnte, Herr Thordsen."

Omar der Große kneift die Augen zusammen. „Eine Stenotypistin, die nicht gut hören kann, ist für diesen Beruf ungeeignet. Es ist mir schon mehrfach aufgefallen."

Susanne zittert am ganzen Leib. Sie kann nicht mitkommen. Er hat keine Ahnung, daß Fräulein Seifert seine Briefe rekonstruiert. Sie kennt das Geschäft ebenso gut wie er. Sie weiß vorher, was er schreiben will. Eigentlich könnte sie ebensogut hier sitzen und die ostasiatischen Getreide verfrachten.

„Ich wiederhole: ‚the conditions are 100 pounds on signing the agreements . . .'"

Der Bleistift rast und reißt Löcher in das dünne Papier. Susanne fühlt, wie es ihm teuflisches Behagen macht, wenn sie beim Umblättern drei, vier Worte versäumt und Zwischenräume stehenlassen muß. Ihre Hände sind kalt, aber ihr Kopf brennt von heißem, verzweifeltem Zorn. Sie krümmt sich so tief auf die Schreibplatte herunter, daß ihr Haar das Papier berührt.

Er macht eine Pause, denn er sucht etwas. Der Krampf in ihrer rechten Hand läßt sofort nach. Wenn er es doch nicht gleich finden möchte!

„In order to try your market . . ."

Ich hasse ihn, wühlt es in Susanne, während sie kritzelt, ich habe noch nie einen Menschen so gehaßt. Es macht ihm Vergnügen, mich zu peinigen. Er ist die verkörperte Mißbilligung, schon wenn ich zu ihm ins Zimmer komme.

Warum habe ich mit ihm zu tun? Warum werfe ich ihm nicht dieses Stenogrammheft ins Gesicht und gehe? Ist diese Quälerei Tag für Tag zweihundert Mark wert, die ich am Letzten des Monats bekommen soll?

Warum gehe ich nicht?

Weil ich aushalten will! Weil tausende aushalten! Ich will! Denn ich habe es mir vorgenommen . . .

„. . . yours truly . . ."

Gott sei Dank. Er ist fertig. Nein, er hat noch eine zweite Mappe. Ob er glaubt, daß sie alle diese Briefe noch heute schreiben soll? Es ist Wochenende, um halb zwei wartet Maura unten, sie wollen zum Rennen nach Horn, Maura hat mit zwei Freunden einen Wagen, um drei müssen sie draußen sein, sonst ist das Hauptrennen vorbei, der Favorit lief voriges Jahr in Baden-Baden, sie kennt ihn, ein herrlicher Hengst aus einem süddeutschen Stall. Heute wird der Hansapreis ausgelaufen.

Die messerscharfe Stimme fängt wieder an. Susannes Kehle ist trocken vor Aufregung und Empörung. Und jetzt spricht er noch viel undeutlicher. Sie hört auf zu schreiben und starrt in sein Ledergesicht, in dem die Nerven spielen.

Sie springen beide zu gleicher Zeit auf. „Zum Donnerwetter, warum schreiben Sie schon wieder nicht?"

Er schreit, daß nebenan die Maschinen zu klappern aufhören.

Susanne hat ihre Hände nicht mehr in der Gewalt, sie flattern hin und her. Ihr Gesicht ist schneeweiß, die roten Haare flammen noch wilder als sonst um das schmale Gesicht herum: „Weil Sie eine Zigarre im Munde haben! Wie können Sie die Zigarre im Mund behalten, wenn Sie mir diktieren!"

Ihr Bleistift gleitet aus den erregten Fingern, sie merkt es nicht.

Thordsen, den sie Omar den Großen nennen, und der zehn Jahre nur zwischen indischen Kulis gelebt und den Gradmesser für sein Benehmen dort anscheinend eingebüßt hat, beißt so heftig auf diese Zigarre, die aus seinem rechten Mundwinkel hängt, daß er Tabakbrocken zwischen die Zähne bekommt.

„Was nehmen Sie sich heraus?"

Jetzt steht Susanne auf einmal ruhig. Sie fängt sogar ein wenig an zu lächeln, höhnisch und überlegen. „Sie nehmen sich etwas heraus, Herr Thordsen. Man spricht nicht mit einer Dame, wenn man eine Zigarre im Munde hat."

Thordsen hat jetzt die Zigarre in der Hand, nicht weil Susanne es will, sondern weil er den ganzen Mund voll Tabak hat. „Sie sind wohl verrückt geworden, was? Hier gibt es keine Damen. Hier gibt es Angestellte. Und wenn sie nichts können, fliegen sie raus. Genug für heute."

Susanne bleibt stehen. Er zündet seine Zigarre umständlich wieder an. „Worauf warten Sie noch? Beeilen Sie sich! Ich muß die Post noch heute unterzeichnen."

Susanne sieht ihn unverwandt an. „Ich warte darauf, daß Sie sich entschuldigen."

Der kleine Indienmann starrt ihr ins Gesicht. Er will wieder losschreien, aber er besinnt sich im letzten Augenblick und nimmt den Hörer auf. „Wichmann soll herkommen!"

Susanne geht langsam zur Tür. Als Wichmann eifrig hereingeschossen kommt, weicht sie. Auf dem Korridor rennen Maura und sein Freund an ihr vorüber. Sie haben es eilig, es ist gleich eins. Susanne ruft ihn an. Er kommt zurück und sieht erst jetzt, wie bleich sie ist. „Was haben Sie? Sind Sie krank geworden?"

„Nein, Maura. Aber — aber — — ich ertrage diesen Menschen nicht länger. Ich schreibe seine Briefe nicht. Ich kehre dem ganzen elenden Kram den Rücken. Er ist ein Flegel. Er soll sich entschuldigen!" ruft sie plötzlich ganz laut. Konsul Rosenberg, der vorübergeht, bleibt stehen, schüttelt den Kopf mit den dicken Brauen und geht dann langsam weiter.

Susanne hat Mauras Arm ergriffen. Er sieht sie halb ängstlich, halb gutmütig an. „Sie dürfen sich nicht so aufregen! Es ist eben nicht anders mit Omar. Er zetert, aber er vergißt es wieder! Wieviele Briefe hat er denn noch gehabt?"

Susanne läßt ihn los und schlägt das Stenogrammheft auf. „Hier — und hier! Sechs. Und sie sind lang. — Dabei ist es gleich eins. — — Ich denke nicht daran, sie zu schreiben!"

Maura ist Volontär. Was er tut, tut er freiwillig und für sich. Aber er hat noch nie eine Arbeit verweigert. Er ist Kaufmannssohn, und wenn sein Vater auch die Welt in weißen Gamaschen und mit einem Achtzylinder durchstreift und sich nur noch in den Kontoren lächelnd und wohlwollend die Lage der Dinge zeigen läßt, so weiß er doch, daß er arbeiten lernen muß, um später Arbeit beurteilen zu können. Er sieht stirnrunzelnd auf Susanne und auf das wilde, zerfahrene Stenogramm mit den Löchern im Papier.

„Wir müssen die Seifert bitten", flüstert er und streichelt beruhigend über Susannes eiskalte Hand, „sie wird helfen. Sie ist ein guter Kerl trotz ihrer Gönnermiene. Schnell, Susannchen. Um die Briefe kommen Sie nicht herum."

Susanne faucht. Er muß lachen. „Lachen Sie nicht! Ich will nicht! — So ein Flegel!"

Er hält ihre umherfahrende Hand fest, flüstert, bettelt. Die Tür neben ihnen geht auf. Omar der Große tritt heraus, hinter ihm schattenhaft leise der kleine Herr Wichmann. Beide sehen zufrieden miteinander aus. Als Thordsen an ihnen vorbeikommt, wird sein Hals ganz steif und grade, eine Erscheinung, die sich bei Wichmann wiederholt.

Im Schreibzimmer packen die Jüngeren schon ein. Sie haben deutsches Diktat gehabt, die beiden anderen Prokuristen haben sich auf die nötigste Arbeit beschränkt, sie haben junge Frauen und wollen in ihre Landhäuser an der Elbe. Thordsen ist Junggeselle. Er liebt diese Räume und kann sich schwer von ihnen trennen.

Fräulein Seifert ordnet ihr glattes, männliches Haar vor dem Spiegel. „Seifertchen, Sie müssen uns einen Gefallen tun! Fräulein Vandenberg hat noch sechs Briefe von Omar bekommen! Zeigen Sie rasch her. — — Donnerwetter!"

Die Blondine beugt sich neben ihm über das Heft. Ohne sich um Susanne zu kümmern, die am Fenster steht und wild und außer sich die Hände ballt, überfliegt sie das Gekritzel. „Nicht zu lesen, Maura. Hier ist es ja durchgerissen. Was soll das hier werden? Da fehlt ja der ganze Anfang. Und wo sind die Adressen? — Fräulein Vandenberg, wo haben Sie die Briefe mit den Adressen?"

Susanne dreht sich langsam um. „Ich weiß es nicht. Ist auch gleichgültig. Diese Briefe werden nicht geschrieben."

Fräulein Seifert hebt den glatten Kopf wie ein gut eingefahrenes Pferd, das den Wildling an seine Seite bekommt und ihn nicht mehr versteht. „Gleichgültig? Wie sollen wir sie denn zusammenbekommen? — Sie werden zu Herrn Thordsen gehen müssen und sich die Briefe ausbitten."

„Fällt mir nicht ein."

Die große Seifert hebt die Achseln und sieht Maura an. Die jungen Dinger machen runde Augen, Lilli Hansen lacht spitz. „Geschieht ihm recht, dem Ekel, daß es ihm jemand zeigt", sagt sie hönisch, „er diktiert am Sonnabend nur, um zu schikanieren. Diese Briefe sind alle nicht eilig, darauf nehme ich Gift." Sie nickt Susanne zu, die sie aber gar nicht beachtet.

„Sie sind ein kleiner Idiot, Lilli. Sie wissen doch ganz genau, wie solche Sachen enden. Niemals gut für uns. Ich verstehe nicht, wie Sie so dummes Zeug reden können."

„Pah! Er hat hier keine braunen Sklaven vor sich", trotzt die Kleine.

„Nein. Aber er ist Prokurist, und Sie kennen die Arbeitslosenliste, sollte ich meinen."

Die kleine Hansen schiebt die Lippen vor, aber sie schweigt jetzt. Susanne kämpft. Das Bankkonto von Mama kommt nicht in Frage. Und wenn sie hungern müßte. Vorläufig hat sie noch zweihundert Mark. Lächerlich, sich um diese Sache überhaupt aufzuregen. Sie nimmt Maura das Diktatheft aus der Hand. „Das Zeug da wird heute nicht geschrieben", befiehlt sie. „Auf meine Verantwortung."

Sie wirft es in das Fach ihres Tischchens und schließt es zu. „Kommen Sie, wir gehen. — Vergnügten Sonntag!"

Das hat sie von den Kolleginnen gelernt. Auch, daß der Sonntag etwas ist, auf das sich Tausende freuen. Ein Tag, der Sonne, Schlaf, Freiheit, Glück bedeutet.

Die Uhr ist inzwischen halb zwei geworden. Fräulein Seifert sieht Susanne mitleidig und doch nicht ohne Genugtuung nach. Maura ist jung genug, um die ganze Sache abschütteln zu können. Für Susanne waren die unerledigten Briefe in dem Augenblick aus der Welt, als sie sie in ihr Fach schloß.

Als sie unten auf die Straße kommen, steht ein kleiner Wagen schon vor der Tür. Zwei rothaarige Holländer grüßen vergnügt. Susanne schwenkt ihren weißen Lederhandschuh mit der langen Stulpe. Der eine war vorigen Sonntag mit ihr und Maura in der Faundiele. Wie sie sich noch mit Lärm um die Plätze zanken, kommt Schmidt junior aus dem Kontorhaus. Er bleibt zögernd stehen, als er die Gruppe erkennt. Maura winkt ihm zu. Langsam kommt er näher.

„Fahren Sie nach Horn? — Guten Tag, Fräulein Vandenberg. So, „Mignon" läuft! Wollte ich lange schon mal sehen."

Die Holländer rücken zusammen. Susanne zieht ihre langen Beine an sich. „Kommen Sie, Monsieur Schmidt; hier ist noch viel Platz!"

Schmidt junior verzieht bedenklich das rosige Gesicht. Er kann hier vor seinem Kontorhaus sich nicht wie eine Ölsardine in ein übervolles Auto verfrachten lassen. „Wo werden Sie draußen sein? Sattelplatz oder Tribüne?"

„Sattelplatz natürlich. Kommen Sie nach?"

Er nickt und murmelt — „eine kleine Besorgung —"

Sie lachen alle vier. Keiner glaubt an die kleine Besorgung. Aber sie verstehen ihn bis auf Susanne sehr gut.

Dann zieht der kleine starke Wagen an, und sie fahren den Steindamm hinunter. Die Sonne scheint sehr warm, Susanne weht der Schlips immer wieder in den Mund. „Ob Mignon gut in Form ist? Voriges Jahr war er wundervoll. Ich kann mir nicht denken, daß Lord oder Goldflocke ihn schlagen! — Sehen Sie nicht so langweilig aus, Maura!"

(Fortsetzung folgt.)

Puong Maramba.

Skizze von Walter Oertel.

Die ersten Strahlen der Morgensonne vergoldeten die Dächer der Militärstation Makale, des Garnisonortes des ersten Timorschützenbataillons auf Celebes. Major van Kerkenhove, der Kommandeur der Truppe, trat auf die Veranda seines Bungalow hinaus und sog mit vollen Zügen die kühle Morgenluft ein. Dann begab er sich in das Geschäftszimmer, wo bereits sein Adjutant auf ihn wartete. Vor ihm stand ein Timorschütze, dessen Kleidung und erschöpfte Züge von einem langen Marsche Zeugnis ablegten. Er grüßte und meldete „Bericht von der Station Bituang". Dann zog er einen Brief hervor, den er in seinem Waffenrock aufbewahrt hatte.

Der Kommandeur überflog das Schreiben. Seine Züge verdüsterten sich. „Es ist gut, Makonga", sagte er freundlich zu dem Soldaten. „Gehe in das Kantonnement. Laß dir zu essen geben und ruhe dich aus! Sage aber vorher dem Leutnant ten Brielen, er möchte gleich zu mir kommen."

Als der Schütze gegangen war, wandte sich der Major zu seinem Adjutanten. „Die Toradja fangen wieder an. Wie mir Geertjens schreibt, hat der Paringi (Stammeshäuptling) von Bituang einen großen Posten Gewehre und Munition von einem chinesischen Händler gekauft. Die Häuptlinge Lekomo und Tarongkong sollen mit ihm im Bunde stehen. Die Toradjas legen den Soldaten gegenüber ein unverschämtes Benehmen an den Tag. Geertjens ist zu schwach, um energisch auftreten zu können. Doch da kommt ja ten Brielen."

Der junge Offizier, der mit militärischem Gruße in das Zimmer trat, mochte etwa 24 Jahre zählen. Er war hoch und schlank gewachsen. Aus seinem scharf geschnittenen Gesicht blickte ein Paar kalter, grauer Augen falkenscharf in die Welt. In Kämpfen mit Eingeborenen erprobt, ein vorzüglicher Jäger und Schütze, war ten Brielen einer der besten Offiziere, die das Bataillon aufzuweisen hatte.

„Geertjens schreibt mir, daß ein Aufstand der Toradjas von Bituang zu erwarten ist", sagte der Kommandeur. „Nehmen Sie sofort dreißig Schützen und marschieren Sie nach Bituang ab. Sollten Sie von einem Aufstande überrascht werden, dann werfen Sie sich in die alte Toradja-Feste dort, und halten Sie diese, bis ich mit dem Bataillon nachkomme." Ten Brielen neigte das Haupt, dann grüßte er und ging.

Zwei Tage später traf der junge Offizier in Bituang ein, wo Sergeant Geertjens ihn mit sichtlicher Erleichterung empfing. „Dem Himmel sei Dank, daß Sie da sind, Herr Leutnant! Es geht los, darauf können Sie sich verlassen. Ich habe schon die alte Festung zur Verteidigung herrichten lassen. Munition, Proviant und Wasser sind dort untergebracht. Ich denke, wir verlegen unser Quartier ganz dorthin. Denn wenn es losgeht, beschießen die Toradjas unsere Holzbaracken mit Brandpfeilen, und das trockene Holz brennt wie Zunder."

Ten Brielen erklärte sich mit den Maßnahmen des alten, erfahrenen Kolonialsoldaten einverstanden. Er teilte ihm noch zehn Mann zu und beschloß, mit dem Rest der mitgebrachten Leute eine ausgedehnte Patrouille zu unternehmen, um sich selbst von dem Stande der Dinge zu überzeugen.

Auf dem Bazarplatze von Bituang drängte sich eine bunte Menge. Neben den Buginesen sah man Chinesen und Inder. Die Mehrzahl aber waren Toradjas, die das kostbare Dammarharz, Rotangbündel und andere Landeserzeugnisse zum Kauf anboten. Ihre im lichten Rotbraun schimmernden Körper bildeten einen eigenartigen Gegensatz zu den großen, gelbweißen, Okan genannten Tüchern, die zur Beförderung von Waren und auch als Schlafdecken dienten. Mit düsteren Blicken ließen sie die Patrouille vorüberziehen.

Als ten Brielen seine Leute auf dem schmalen Wege nach Neneng weiter führte, kam ihm dort in dem dichten Walde eine sonderbare Gesellschaft entgegen. Es war eine Schar Toradjas. Sie schrien und johlten und drohten mit ihren Klewangs (breiten Buschmessern) einem Gefangenen, den sie in ihrer Mitte führten. Als sie plötzlich auf die Patrouille stießen, stutzten sie.

Ten Brielen ging auf einen Toradja zu, der den Trupp zu führen schien, und fragte ihn kurz, wie er dazu komme, einen Gefangenen mitzuführen, wo er doch wisse, daß die Gerichtsbarkeit nur den Holländern zustehe.

„Er ist ein Dieb", erwiderte der Toradja, „wir wollen ihn bestrafen."

Bei diesen Worten riß der Gefangene sich von dem Manne los, der ihn am Stricke führte. Er warf sich dem Offizier zu Füßen. „Rette mich, Tuan, ich habe nicht gestohlen. Ich bin ein Tobela, ein armer Dammarsucher. Sie ergriffen mich im Walde und wollen meinen Kopf nehmen, damit ihnen Glück im Kriege beschieden sei."

„Du bleibst bei uns", erwiderte ten Brielen, „und ihr", wandte er sich an die Toradja, „schert euch fort! Habt ihr Klage gegen diesen Mann zu erheben, dann meldet euch in der Station."

Die Toradjas zögerten. Als sie aber sahen, daß die Soldaten auf einen Wink ihres Offiziers die Gewehre schußfertig machten, trollten sie sich unter halblaut gemurmelten Verwünschungen.

Von dem Tobela, Puong Maramba, erhielt ten Brielen den ganzen Ernst der Lage bestätigt. Ein Aufstand war bestimmt zu erwarten. Der Offizier sandte daher sofort einen Bericht nach Makale ab und beschleunigte die Übersiedlung der kleinen Gruppe in die alte Festung.

Bereits in der nächsten Nacht setzten die ersten Angriffe ein. Wie ten Brielen aus der Menge der aufblitzenden Schüsse erkennen konnte, war das alte Kastell von einem zahlreichen Feinde eingeschlossen. Die Lage begann schwierig zu werden. Der Wasservorrat schmolz rasch zusammen. Eine Ergänzung von außen war unmöglich und auf Regen in dieser Jahreszeit nicht zu rechnen. Man mußte daher das Bataillon um rasche Hilfe ersuchen. Der Timorschütze Ranang, ein tapferer Bursche, erbot sich freiwillig zu dem gefährlichen Unternehmen, sich durch die Reihen der Feinde zu schleichen.

Am anderen Morgen lag sein kopfloser Leichnam auf einem freien Platze vor dem Tore.

Die Toradjas hielten sich bei Tage möglichst außerhalb des Schußbereichs. Bei Nacht aber belästigten sie dauernd die Besatzung und ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Das Wasser wurde immer knapper.

Da erbot sich Puong Maramba, der Tobela, den ten Brielen den Toradja entrissen hatte, das Wagnis zu unternehmen. „Wenn die Tuans in Makale keine Nachricht erhalten, gehen wir ja doch alle zugrunde. Darum laß mich gehen, Tuan! Vielleicht habe ich Glück."

Bei Einbruch der Dunkelheit wurde Puong Maramba am Nordhang des Felsens, der etwa fünfzig Meter fast senkrecht abfiel, mit einem Seil hinunter gelassen. Ein Rütteln am Strick zeigte an, daß der Tobela unten angekommen war. Zwei Tage verstrichen. Als ten Brielen in der dritten Nacht die letzte Wache übernahm, machte Geertjens ihn auf ein eigenartiges Meteor aufmerksam, das den Luftraum durchschnitt. Da zuckte ein neues Meteor auf.

Ten Brielen sah scharf durch sein Glas. „Das sind keine Meteore," rief er, „sondern Signalraketen. Das Bataillon kommt uns zu Hilfe."

Am nächsten Morgen fegte prasselndes Schnellfeuer in die Reihen der Toradjas. Dann griffen die Timorschützen mit gellendem Kampfruf zum Bajonett. Da war es mit dem Widerstand der Toradjas zu Ende, um so mehr, als ihnen jetzt auch die Besatzung der Festung in den Rücken fiel. Sie erlitten eine schwere Niederlage.

Puong Maramba wurde von der holländischen Regierung reichlich für seine tapfere Tat belohnt. Er trat in das Timorschützen-Bataillon, wo er es bis zum Fahnensergeanten brachte. Mit besonderer Zuneigung hing er aber an ten Brielen, seinem Lebensretter von Bituang.

Wilde Tiere — gute Freunde.

Erinnerungen aus dem alten Rußland.

Von Sergej Minzlow.

In der Zeit, als Fürst Dolgoruky Generalgouverneur von Moskau war, lebte in der alten Kremlstadt ein reicher, närrischer Mann namens Chludoff. In seinem Hause hielt er in völliger Freiheit eine bengalische Tigerin — Maschka benannt —, die er als kleines, nur einige Wochen altes Tier gekauft hatte.

Wenn Chludoffs Frau sich mit ihrem Strickzeug beschäftigte, lag Maschka zu ihren Füßen auf dem Teppich und spielte wie eine Katze mit dem Wollknäuel; während der Mahlzeiten hatte sie ihren Platz auf dem Boden neben dem Stuhl ihres Herrn.

Bei seinen Spazierfahrten durch die Stadt nahm er das Tier mit sich in seinen Wagen; die Tigerin blickte dabei

friedlich zum offenen Fenster der Kalesche hinaus; als sie aber ausgewachsen war, erweckte sie bei den Passanten nicht mehr Neugier wie ehedem, sondern rief durch ihr furchterregendes Aussehen jähen Schreck hervor.

Von diesen Spazierfahrten hörte bald auch der Generalgouverneur, der nicht nur ihre Einstellung, sondern auch die Entfernung der Tigerin aus Moskau verlangte. Maschka wurde dem Zoologischen Garten der Stadt geschenkt.

Anfangs besuchte Chludoff seinen Liebling häufig, aber nach und nach wurden die Besuche seltener und hörten schließlich gänzlich auf. —

Zwei Jahre waren vergangen, als während eines nächtlichen Gelages im Freundeskreise sich Chludoff plötzlich seiner Tigerin erinnerte und sie unverzüglich zu sehen wünschte. Es war bereits drei Uhr morgens. Aber Herrn Chludoffs Einfälle kehrten sich nicht an Zeit und Raum. Unter Führung ihres Gastgebers machten sich die Zecher auf den Weg.

Der Zoologische Garten war geschlossen, aber der Lärm am Portal weckte den Portier und bewog ihn, die Pforte zu öffnen. Vor ihm stand im aufgeknöpften kostbaren Pelzmantel, umgeben von seinen Gästen, Herr Chludoff mit vom Wein und Frost gerötetem Gesicht. „Ich wünsche Maschka zu sehen", erklärte er dem verschlafenen Portier.

„Was für eine Maschke?" fragte erstaunt der Mann.

„Maschka, die Tigerin."

„Ich darf Sie nicht hereinlassen", sagte der Torhüter entschieden. „Bitte morgen beim Direktor vorzusprechen!"

„Ich will aber sofort zu Maschka hin!"

„Unmöglich . . . Nur wenn der Herr Direktor es gestatten sollte!"

„Her mit dem Direktor!"

„Er schläft aber eben . . ."

„Weckt ihn!"

„Er wohnt ja nicht hier!" erwiderte der Portier, gab aber die Adresse seines Chefs an, und die Gesellschaft fuhr befriedigt davon.

Der Direktor, ein Bekannter Chludoffs, wurde aus den Federn geholt, in den Schlitten gesetzt und nach dem Zoo gebracht. Vergeblich suchte er Chludoff von seinem unsinnigen Vorhaben abzubringen — dieser blieb fest.

Die Gittertür wurde geöffnet. Zwei bewaffnete Wärter stellten sich daneben, und Chludoff betrat den Käfig. Beim Schein der Laterne bemerkte man im Halbdunkel an der Wand die ausgestreckte Tigerin. Das Erscheinen von Besuchern zu so ungewohnter Zeit veranlaßte sie, den mächtigen Kopf zu heben. Grünliche Lichter sprangen in ihren Augen auf.

„Maschka!" rief Chludoff.

Die Tigerin richtete sich auf und kam langsam auf ihn zu. Die Anwesenden erstarrten.

Das Tier zog kräftig die Luft durch seine Nüstern ein, wurde munter und war mit einem Satz an Chludoffs Seite. Eine rauhe, heiße Zunge leckte ihm die Hand. Maschka hatte ihren einstigen Herrn erkannt.

Alles verlief glücklich; der durchlebte Augenblick aber war so aufregend gewesen, daß die berauschte Gesellschaft völlig ernüchtert den Zoo verließ. — — —

In einem großen Dorfe am westlichen Hang des Uralgebirges waltete vor einigen zwanzig Jahren ein russischer Priester seines Amtes, bei dem ein gezähmter Bär im Hause lebte.

Der Priester war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Pferden, von denen er mehrere besaß. Die Pflege der Tiere hatte er einem Kutscher — einem Tataren — anvertraut, dessen einziger Fehler darin bestand, daß er zu tief ins Glas zu gucken liebte; da aber der Branntwein dem Kutscher nicht recht munden wollte, wenn er ihn allein trinken mußte, so tat er es in Gesellschaft des Bären, dem er von dem Inhalt der Flasche zu kosten gab. Nach und nach wurde Meister Petz, der wie alle seine Stammesgenossen dem Alkohol nicht abgeneigt war, der ständige Saufkumpan des Kutschers.

Der Bär durfte in Haus und Hof frei umherwandern. Damit er jedoch nicht auf die Straße gelangen konnte, war eine Kette an der Hofpforte angebracht. Diese ließ sich infolgedessen nur so weit öffnen, daß ein Mensch zwar hindurchschlüpfen konnte, nicht aber der mächtige Körper des Bären.

Dem Hause des Priesters gegenüber befand sich die staatliche Branntweinhandlung. Wenn sich der Tatar mit der leeren Flasche in den Laden begab, setzte sich der Bär vor den Pfortenspalt und beobachtete aufmerksam, wie sein Freund hinter der Tür verschwand, um bald danach mit dem neuen Schnapsvorrat zurückzukehren. Am Abend wurde die Flasche an einem ruhigen Winkel des Hofes gemeinsam geleert, worauf sich die beiden in weinseliger Verfassung in den Stall begaben und ihren Rausch ausschliefen.

Eines Tages — im Sommer — als sich alle Bauern bei der Feldarbeit befanden und das Dorf menschenleer war, hatte jemand vergessen, an der Pforte die Kette vorzulegen; der Bär benutzte die Gelegenheit, aus dem Hofe zu entwischen. Schnurgerade trottete er in die Branntweinhandlung; im Laden war eine neue Verkäuferin beschäftigt, die vom Vorhandensein eines Bären im Dorfe noch nichts wußte; groß war ihr Schreck, als die Tür plötzlich aufsprang und ein mächtiges, zottiges Ungeheuer erschien!

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte das junge Mädchen zur Hintertür hinaus und rief um Hilfe. Als man sich nach einer Weile in den Laden wagte, fand man sämtliche Branntweinflaschen zertrümmert und geleert, und inmitten des Ganzen lag mit von sich gestreckten Pranken der stark berauschte Bär — und schlief.

Der Priester aber hatte einen erheblichen Schadenersatz für den Unfug zu entrichten, den Meister Petz angestiftet hatte.



Bunte Chronik



*** Wo liegt „N.-H."?** Ein Einwohner der nordholländischen Stadt Wormerveer erhielt kürzlich einen Brief, der nicht weniger als fünf Monate gebraucht hatte, um von Algier an seinen Bestimmungsort zu gelangen. Die Anschrift trug die Ortsbezeichnung „Wormerveer (N.-H.)". Der Beamte auf dem Aufgabepostamt, in der Geographie wohl nicht besonders sattelfest, überlegte, was die geheimnisvolle Bezeichnung „N.-H." wohl bedeuten möge, und kam auf den an sich nicht gerade naheliegenden Gedanken, es hieße „Neu-Holland". Dementsprechend ging das Schreiben zunächst nach Australien. Da es sich dort als unbestellbar erwies, sandte man es weiter nach den Neuen Hebriden, der englisch-französischen Besitzung in der Südsee. Auch hier fand sich kein Liebhaber für den Brief, der von dem englischen Beamten weiter nach Niederländisch-Indien befördert wurde. Dort, in Makasser auf Celebes, kam einem holländischen Postbeamten schließlich eine Erleuchtung: Er schrieb mit roter Tinte „Nord-Holland" auf den Umschlag, und so konnte das Schreiben kürzlich nach fünfmonatiger Irrfahrt durch vier Erdteile dem richtigen Empfänger ausgehändigt werden.

Lustige Rundschau



*** Sie paßt zu ihm.** „Denk mal, Vater, er hat gesagt, er würde nie heiraten, bevor er nicht das richtige Mädchen gefunden hätte, das zu ihm paßt." — „Und woher weiß er, daß du das bist?" — „O, das habe ich ihm deutlich und oft genug gesagt."

*

*** Der Segen des Altwerdens.** „Hör mal, Fritz, das ist wirklich interessant. Hier steht in der Zeitung, daß die Menschen jetzt durchschnittlich dreizehn Jahre länger leben als früher." — „Das ist nicht nur interessant, Adele, das ist sogar herrlich. Nun wirst du vielleicht doch einmal die Zeit finden, mir endlich an meinem grauen Anzug die fehlenden Knöpfe anzunähen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.